

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 79 (1959)

Artikel: Die Stadtzürcherischen Vorfahren Heinrich Pestalozzis
Autor: Eidenbenz-Pestalozzi, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die stadtzürcherischen Vorfahren Heinrich Pestalozzis

Dieser Aufsatz erschien erstmals in den Pestalozzi-Studien, 1. Band, im Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin, 1927. Da die Pestalozzi-Studien längst vergriffen und in der Schweiz wenig bekannt geworden sind, wurde ein Neudruck von vielen Seiten gewünscht und von W. de Gruyter & Co. in freundlicher Weise gestattet.

Die Biographen bedeutender Männer unterlassen es wohl selten, den Vorfahren ihrer Helden nachzuspüren, ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften, wie ihre Stellung zu ihrer nähern und weitern Umgebung zu studieren, als Gaben, die dem Kind, Enkel und Urenkel von seinen Ahnen in die Wiege gelegt worden sind, sei es nun zu seinem Glück oder zu seinem Unglück. In den meisten Fällen werden aber nur die väterlichen Vorfahren, die Träger des Familiennamens weiter zurück verfolgt, der Stammütter und ihrer Väter wird seltener gedacht. In England erhalten viele Knaben den Familiennamen ihrer Grossmutter als Taufnamen; man will die Erinnerung an die Stammütter in ihnen wach erhalten und den Zusammenhang mit der mütterlichen Verwandtschaft festhalten. Die Ahnenproben, die früher von den Adligen zur Aufnahme in gewisse Orden oder zur Bekleidung höherer Aemter gefordert wurden, sind ausser Gebrauch gekommen; und es ist nicht schade darum, wenn die Ahnenforschung nur dazu diente, dem Probenden Vorzüge vor seinen Mitmenschen zu verschaffen, die er sich nicht selbst erworben. Die neuere Familienforschung ist zur Aufstellung von Ahnentafeln zurückgekehrt in der Überzeugung, dass der Mensch gleichermassen von Vater und Mutter gute und böse Eigenschaften, Segen und Unsegen mit ins Leben hinausnimmt, dass die Kenntnis von den Vorfahren ihn nicht nur stolz, sondern auch bescheiden machen, ihn nicht nur anspornen, sondern auch warnen kann. Für einen Genea-

logen bietet jede Ahnentafel Interesse, sobald sie nicht nur leere Namen trägt, sondern auch auf Lebensdauer und soziale Stellung der Vorfahren hinweist. Zu einem Genuss kann diese Betrachtung werden, wenn wir wirklich in den Ahnen Eigenschaften wiederfinden, die der Enkel in hervorragendem Mass besass oder besitzt, wenn wir sehen, wie seine soziale Stellung nicht nur durch seine nächste Umgebung und äussere Einflüsse bedingt war, sondern schon durch die Verbindung seiner Eltern und Grosseltern, ja vielleicht noch weit früher in glückliche oder unglückliche Bahnen gelenkt wurde. Eine Ahnentafel kann uns Aufschlüsse über Verkettungen geben, unter denen der Proband vielleicht litt oder die ihn aus seiner Umgebung heraushoben, ohne dass ihm selbst die Ursachen bekannt waren. Das Studium erfordert eine gewisse Kombinationsgabe; dass es nicht zu Trugschlüssen führe, hat der Genealoge durch Herbeiziehung weiteren Materials zu vermeiden.

Die Veranlassung zur vorliegenden Arbeit war das Erscheinen eines Aufsatzes in einer italienischen pädagogischen Zeitschrift „über die Italianität Heinrich Pestalozzis“. Wenn der Verfasser, dem einige, seither von Herrn Dr. jur. Hans Pestalozzi richtiggestellte Irrtümer mit unterlaufen sind, stolz darauf ist, dass der berühmte Pädagoge einen italienischen Namen trägt und dass seine Vorfahren am Comersee gelebt haben, so wollen wir ihm diese Freude gern lassen, und wenn infolgedessen die italienischen Lehrer eifrig Heinrich Pestalozzi studieren und dies der Schuljugend unseres Nachbarlandes zugutekommt, so wollen wir uns dessen herzlich freuen. Mich hat zuerst die Frage gelockt, wie stark der italienische Einschlag in Pestalozzis Blut zu werten ist, und das führte mich dazu, die Ahnentafel wenigstens seines Vaters aufzustellen. Auch den Ahnen mütterlicherseits nachzuforschen, dazu reichte die Zeit nicht; meine Aufgabe für die vorliegende Arbeit sei daher, zu untersuchen, was die Vaterstadt Heinrich Pestalozzis als Erbgut mitgegeben hat, und nur kurz auf den ländlichen Einschlag hinzuweisen, der in späteren Jahren seine innere Loslösung von der Vaterstadt mitbewirkt hat.

Die zuverlässigen Stammtafeln der zürcherischen Genealogen Dürsteler und Hofmeister und insbesondere die prächtigen Arbeiten C. C. Keller-Eschers ermöglichen es, in kurzer Zeit die Vorfahren Pestalozzis bis zur siebenten Generation mit einer kleinen Lücke festzustellen. Weitere Aufschlüsse geben mir das Familienbuch der Familie Pestalozzi, die Studie über die Familie Pestalozzi von Dr. Emil Pestalozzi-Pfyffer und, neben Leus helvetischem Lexikon, das Hist.-

Biographische Lexikon der Schweiz. Die Lücke in der 7. Generation auszufüllen, hätte zu langwierigen und wahrscheinlich resultatlosen Kirchenbücherforschungen geführt; sie ist zudem nicht von Belang.

Die vorliegende Tafel zeigt uns auf den ersten Blick eine Gruppierung der Vorfahren Pestalozzis in zwei ganz verschiedene Welten, die von der Reformation, ja eigentlich schon Jahrhunderte lang vorher, und bis ins 19. Jahrhundert hinein, in den Mauern Zürichs ihr Dasein führten; eine bürgerliche und eine geistliche, beide einander tragend und fördernd; stolz und mit Macht ausgerüstet die eine, gerne sich sonnend im Glanz, den die stillere Schwester auf sie warf: die regimentsfähige Stadtbürgerschaft. Bescheiden, nicht den Rang eines geistlichen Fürstentums oder einer Universität einnehmend, in ihrer äussern und innern Entwicklung stabil, wie der Staat, der sie bevormundete, und doch den Namen Zürichs immer wieder weit über die Grenzen der Schweiz hinaustragend, die andere: das Stift zum Grossen Münster.

Und an die erste dieser Gruppen drängt sich nun, Aufnahme heischend, die Familie Pestalozzi heran.

Die Zeit, da ein Fremdling, auf der Wanderschaft nach Zürich gekommen, durch ein gutes Geschäft oder zwei schöne Augen, oder durch beides festgehalten, sich niederlassen, das Bürgerrecht erwerben und zu Amt und Ehren kommen konnte, neigte sich schon ihrem Ende zu, und Zürichs Bürgerschaft begann ihre Regimentsfähigkeit als kostbares Erbe für ihre Söhne zu reservieren, als im Jahre 1550 Andreas Pestalozza in Chiavenna seinen 13jährigen Sohn Johann Anton (1537—1604) dem Landvogt von Waedenswil, Bernhard von Cham, dem späteren Bürgermeister, tauschweise gegen dessen Sohn Bernhard, zur weitern Ausbildung übergab. Die Pestalozza, deren früheste Spuren sich in Gravedona am Comersee nachweisen lassen, sollen sich 1292 in Chiavenna angesiedelt haben. Sie zählten zum Adel, waren, wenn wir den Stammbäumen Glauben schenken dürfen, sehr zahlreich, reich begütert und an den Handelsgeschäften beteiligt, die das am Ausgang zweier wichtiger Bündner Pässe liegende Chiavenna trieb. Offenbar hatte sich Andreas Pestalozza der evangelischen Lehre zugewandt, während andere Glieder des Geschlechtes katholisch geblieben waren. Ob sein Sohn in Zürich die höheren Schulen besuchte oder ob er in einem Handelsgeschäft tätig war, ist nicht bekannt; das letztere ist zu vermuten, denn Anton Pestalozza blieb in Zürich und verheiratete sich 1561 mit Anna Gessner, Tochter von Heinrich Gessner und Anna Hildbrand, En-

kelin des Zunftmeisters zur Saffran Andreas Gessner, der 1504 von Solothurn in Zürich eingewandert war.

Im Jahre 1567 erwarb Anton Pestalozza das Burgerrecht der Stadt Zürich. Sehr eilig hatte es der Rat mit der Bürgeraufnahme nicht, denn ein am 2. August 1566 ausgestelltes Zeugnis des Burgermeisters und Rates von Chiavenna, das seine legitime Abkunft und seinen alten Adel bezeugte, scheint nicht genügt zu haben; eine Empfehlung der Ratsboten gemeiner drei Bünde, dat. Chur, den 16. Januar 1567, verlieh dem Gesuch Nachdruck, und am 25. März 1567 wurde der Petent, „von seiner ehrlichen Eltern wegen, auch in Ansehen der drei Pündten schriftlicher Fürbitt und seines Schwähvaters Mr. Andreas Gessner zu Ehren“ um 20 fl. Rheinisch bedingungslos zum Bürger aufgenommen.

Anna Gessner starb schon nach 10jähriger Ehe im Jahre 1671, die sieben Kinder, die sie ihrem Gatten geschenkt hatte, sind alle früh gestorben. Im Jahre 1572 vermählte sich Anton Pestalozza zum zweitenmal mit Susanna Verzasca, der Tochter des Franziscus Verzasca und der Catharina Orella, und damit trat er in verwandtschaftliche Beziehungen zu den um ihres Glaubens willen vertriebenen Locarnern, die 1655 in Zürich Aufnahme gefunden hatten. Die zweite Gattin starb jedoch schon im folgenden Jahre, nachdem sie einem Sohn Franziscus das Leben geschenkt hatte. Dieser Franziscus ist der Stammvater der älteren Linie der Familie Pestalozzi, die im Jahre 1802 mit Herrn Johann Jakob Pestalozzi zum Thalhof ausgestorben ist.

Durch seine dritte Verheiratung mit Magdalena Muralt im Jahre 1578 ward Anton Pestalozza ein dauerndes Eheglück beschert, ob-schon auch dieser Gattin von elf Kindern, die sie gebar, sechs durch einen frühen Tod entrissen wurden. Magdalena Muralt war die Tochter des Dr. jur. Martin Muralt, des Hauptes der vertriebenen Locarner, und der Lucia Orella. Dadurch wurde die Verbindung mit den Locarnern, die eine eigene Gemeinde mit italienischen Gottesdiensten bildeten, noch viel enger; er zählte sich wohl mit seiner Familie ganz zu dieser Gemeinde, die sich erst im Jahre seines Todes, 1604, auflöste, als von den ursprünglich eingewanderten nur noch drei am Leben waren. So entstand die heute noch vielfach verbreitete, irrtümliche Anschauung, dass die Pestalozzi zu jenen um ihres Glaubens willen vertriebenen Tessiner Refugianten gehören.

Auch in Geschäftsverbindung trat Anton Pestalozza, oder, wie sein Name nun in Zürich ausgesprochen und geschrieben wurde,

Antoni Pestaluz, mit den Locarnern; wir sehen ihn als „Gmeinder“, d. h. Associé mit Lorenz Pebia, der mit dem Herzogtum Mailand Handel trieb, und „Tüechli, Zwilchen und Winterthurerschnüer“ exportierte.

Auch auf den Geschäften von Anton Pestalozza scheint ein Segen geruht zu haben; offenbar hat er sich eine angesehene gesellschaftliche Stellung errungen, denn wir sehen seine Kinder mit den ersten Familien Zürichs verschwägert. Susanna Verzascas Sohn, Franziscus, war mit Margaretha Keller, der Tochter des Bürgermeisters Johannes Keller und der Margaretha Waser, verheiratet; die Töchter zweiter Ehe heirateten in die Familien Holzhalb, Rahn und Bodmer. Die Nachkommen des jüngeren Sohnes, Joh. Anton Pestaluz-Schwyzer, wanderten zum Teil nach Holland aus, zum Teil erlosch ihre Branche zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Der ältere Sohn, Andreas Pestaluz (1581 bis 1646), verehelichte sich 1609 mit Anna Heidegger, der Tochter des Eisenkrämers und Ratsherrn Hs. Conrad Heidegger, er ist der Stammvater des ganzen, heute noch blühenden Geschlechtes. Sein ältester Sohn, Andreas Pestaluz-Hartmann, begründete die 1731 ausgestorbene Linie in der Froschau, aus der das sogenannte Pestaluzenstück im Landesmuseum in Zürich stammt. Von einem jüngeren Sohn, Joh. Rudolf Pestaluz-Müller, stammt die Linie zum Mohrenkönig, ein schwacher Seitenzweig, an dem sich nun mächtig ausbreitenden Stammbaum, vom Glück wenig begünstigt, ja, durch ein widriges Schicksal der Vaterstadt zeitweise entrückt, bis er in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Rudolf Alexander Pestalozzi wieder bleibend nach Zürich versetzt wurde und in der Familie der Pestalozzi auf dem Münsterhof zu neuer Blüte gelangte. Der mittlere Sohn, Joh. Conrad Pestaluz (1616—1686), war — menschlich gesprochen — ein reich gesegneter Mann, der Ahnherr eines zahlreichen und angesehenen Geschlechtes, durch Seidenhandel vermöglich geworden und durch seine Verbindung mit Regula Rahn, der Tochter des Bürgermeisters Hs. Heinrich Rahn und der Ursula Escher, mit den angesehensten Familien der Stadt versippt. Es fällt uns auf, dass es auch diesem reichen Kaufmann ebenso wenig wie seinem Vater und seinem Grossvater gelang, durch die Wahl zum Zwölfer in den Grossen Rat und damit ins Regiment zu kommen. Dem standen zwei Umstände entgegen. In erster Linie die Abneigung der Zürcher, das Regiment mit neuen Geschlechtern zu teilen. Joh. Anton, der Stammvater, hatte zwar das regimentsfähige Bürgerrecht erhalten, während die Locarner nur bedingt d. h. auf

alle Zeiten vom Rate ausgeschlossen, ins Burgerrecht aufgenommen worden waren. Die Muralt erlangten erst 1678, die Orelli 1679 die Regimentsfähigkeit, als auch sie schon längst mit den angesehensten Geschlechtern verschwägert waren. Ein weiterer Grund lag in der Zugehörigkeit der Pestaluzen zur Zunft zur Saffran. Diese war weit- aus die stärkste Zunft, 1788 dreimal so stark als die kleinste, die Zunft zur Gerwe; aber auch sie hatte für ihre etwa 300 Zünfter nur 12 Sitze im Grossen Rat zu vergeben. Dazu kam, dass die Zwölfer nicht von gemeiner Zunft erwählt, sondern bei Vakanzen durch die Ratsmitglieder der betreffenden Zunft durch Kooptation ergänzt wurden. Wer also unter den Vorgesetzten der Zunft nicht nahe Verwandte oder gute Freunde hatte, besass wenig Aussicht, in den Rat zu gelangen. Nun waren zwar die Gessner zu Saffran zünftig; aber der frühe Tod der ersten Gattin und die spätere verwandtschaftliche Verbindung mit den Locarnern traten wohl bei einer Zwölferwahl Joh. Anton hindernd in den Weg. Die Heidegger waren zur Schmiden, die Rahn zum Widder zünftig; so hatten Andreas und Hans Conrad von Schwiegervätern und Schwägern keine Unterstützung zu gewärtigen. Aber es gab ein Mittel, aus dieser Verlegenheit herauszukommen. Man wechselte die Zunft, d. h. man zog von Constaffel und Saffran auf die kleinen Handwerkerzünfte, die eher Mangel an gebildeten und vermöglichen Zünftern hatten. Dann war die Aussicht auf eine Wahl in den Rat grösser, wenngleich diesen Überläufern eine Karenzzeit von 15 Jahren auferlegt war. So schickten die Väter zahlreicher Söhne häufig einige derselben auf andere Zünfte, z. B. die Schuhmachern, die Meise, die Gerwe oder das Kämbel. Diesen Zunftwechsel von Saffran auf andere Zünfte finden wir bei den Schulthess, den Ott, den Römer und andern Familien, und diesen Weg betrat nun auch Hans Conrad Pestaluz. Von seinen vier Söhnen blieb der älteste Hans Heinrich, der Urgrossvater Heinrich Pestalozzis auf der Zunft, der zweite, Rudolf, der das väterliche Haus zum weissen Turm übernahm, zog auf die Schuhmachern, der dritte, Hans Conrad Pestaluz zum Brünneli, blieb wiederum bei Saffran, und der jüngste, Hans Jakob, zog auf die Meisen. Aber keinem dieser Söhne glückte es, in den Rat zu gelangen; die Linie zum weissen Turm starb 1802 aus, der jüngste Bruder, Hans, Rudolf, starb kinderlos, und erst einem Sohne von Hans Conrad, Hans Jakob Pestaluz zum Steinbock, gelang es, als Zwölfer zur Meisen, also wiederum nach einem Zunftwechsel, 1767, ins Regiment zu kommen.

Hans Heinrich Pestaluz (1649—1701) betrieb mit seinen Brüdern das väterliche Seidengeschäft in Zürich und Bergamo. Auch er hatte durch seine zwei Ehen Beziehungen zu angesehenen Familien. Seine erste Verbindung mit Regula Werdmüller, der Schwester des Generals Felix Werdmüller, löste der Tod der Gattin nach zwei Jahren. Im Jahre 1682 vermählte er sich wieder mit Ursula Holzhalb († 1725). Sie war die Tochter des verstorbenen Obersten und Amtmanns in Rüti, Dietegen Holzhalb-Hirzel, eines Sohnes des Landvogts Leonhard Holzhalb in Sax und Enkels des Bürgermeisters Heinrich Holzhalb. Seinen bündnerischen Taufnamen hatte Dietegen Holzhalb aus der Familie seiner Mutter Violanda von Hartmannis, deren feierlichen Einzug in Zürich Herr Dr. Corrodi-Sulzer im Zürcher Taschenbuch für 1927 beschreibt. Der Vater dieser Violanda von Hartmannis, Dietegen, war Offizier in französischen Diensten und Vicari, d. h. Gerichtsbeamter im Veltlin gewesen. Er selbst stammte aus Parpan; ob seine Gattin, deren Name unbekannt ist, aus einem italienisch sprechenden Bündner Tal stammte, ist ungewiss. Möglich wäre es aber, dass von dieser Seite noch etwas italienisches Blut auf den Pädagogen gekommen ist.

Mütterlicherseits stammte Ursula Holzhalb von dem Bürgermeister Salomon Hirzel ab (1580 — 1652), einem der bedeutendsten Staatsmänner des alten Zürich, den man mit Fug und Recht einen der Stammväter Zürichs nennen kann. Seine Söhne und Töchter haben eine so zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, dass man immer wieder auf das Ehepaar Hirzel-Keller stösst, wenn man den Vorfahren eines Zürchers nachgeht. 136 Kinder und Kindeskinder hat er selbst erlebt. Dass auch er es verstand, seinen Einfluss zugunsten seiner Söhne geltend zu machen, wird durch folgende Stelle in einer kurzen Lebensbeschreibung aus der Feder seines Sohnes Salomon erhärtet: „All Sechs Söhn sind by synen läbzythen in das Regiment, und syn Sohn Salomon auch in den kleinen Rath befürderet worden: zween Tochtermenner warend auch neben Ihme des kleinen Raths, auch noch zween Hirtzel syne Vetteren, dess-glychen Jkr. Hs. Conrad Grebel, syn Tochtermann, und Hans Caspar Hirtzel, syn Sohn, warend by synem Läben zu einer Zyth Rathssubstitut, besassend hiemit auch den täglichen Rath: Also war der Herr sel. zu einer Zyt sambt synen Vetteren und Söhnen selbs fünf und mit den Tochtermenneren selbs acht in dem kleinen Rath. Auch hat er noch erlebt, dass ein Sohns-Tochtermann mit nammen Herr Hans Bernhard Holzhalb in den kleinen Rath befürderet wor-

den: welches auch ein sonderbarer Segen Gottes, und dem Herrn sel. zu grossen Ehren gedienet, wie nit weniger diss, dass er sambt synen sechs Söhnen und noch vier geschlechts-verwandten uff ein Zyt in dem grossen Rath (und darzu etliche Jahr lang) gewessen, derglychen Ehr auch nit vil Geschlechteren in der Stadt Zürich widerfahren.“

So schien der Lebensweg für Hans Heinrich Pestaluz und seine Kinder geebnet, als er im Jahre 1701, erst 52jährig, dahingerafft wurde. Sein Tod bedeutete eine Katastrophe für seine Familie. Die Gattin überlebte ihn um 24 Jahre. An ihrer Familie wird sie kaum eine nachhaltige Stütze gefunden haben. Ihr Vater war ja längst gestorben, und ihre Brüder erlebten nicht ohne eigene Schuld den Niedergang dieses Zweiges der Familie Holzhalb. Ihre einzige Tochter aber reichte im selben Jahre, erst 17jährig, dem Bäckermeister Bernhard Usteri die Hand zum Ehebunde. Wir haben leider Grund, anzunehmen, dass das arme Kind nicht einer Neigung folgen durfte, sondern dass diese Ehe das Resultat wohlgemeinter verwandtschaftlicher Fürsorge war. Sie fiel denn auch unglücklich aus und wurde nach wenigen Jahren geschieden. Auch eine zweite, 1709 geschlossene Ehe mit dem Zuckerbäcker Hans Georg Wolf war nicht vom Glück begünstigt, denn der Gatte begab sich in venetianische Dienste und starb 1716 als Leutnant in Venedig, seiner Frau drei Kinder hinterlassend.

Hans Heinrichs ältester Sohn Hans Conrad, scheint als Angestellter im väterlichen Geschäft zum „Brünneli“ geblieben zu sein; er war ledig und kam in späteren Jahren auf Abwege, so dass ihn das um jene Zeit entstandene Familienbuch ignoriert. Der zweite Sohn Heinrich starb ein Jahr nach seinem Vater, achtzehnjährig, der jüngste Andreas Pestaluz, geb. 1693, ergriff das Studium der Theologie, ob aus Neigung oder als standesgemässe Versorgung, müssen wir dahingestellt sein lassen. Aber er verschloss damit, ohne es zu ahnen, auch seinen Nachkommen die Laufbahn, in der seine Vorfahren sich bewegt hatten und der seine Vetter mit wachsendem Erfolg treu blieben. Für das väterliche Geschäft gab es der Anwärter genug, und für die politische Karriere fehlte es an Protektion. Im Jahre 1707 trat der Vierzehnjährige in die Schola Carolina ein, und schon als Zwanzigjähriger empfing er die Ordination. Den jungen Zürcher Geistlichen war in der Regel eine lange Wartezeit beschieden, bis sie zu einer Pfarrstelle gelangten. Söhne vermöglicher Eltern leisteten sich eine Studienreise; wer auf Verdienst ange-

wiesen war, konnte sein Brot als Hauslehrer in der Familie eines Landvogts oder Gerichtsherrn, als Reisebegleiter, als Katechet und dergleichen finden. Andreas Pestaluz glückte es, eine Stelle als Vikar an der II. Klasse der lateinischen Schule am Grossmünster zu erhalten, und damit trat er in den Bereich des Chorherrenstiftes, in dessen immerhin nicht kleinem Wirkungsgebiet sich ihm nun eine gesicherte Laufbahn zu eröffnen schien. 1715 verheiratete er sich mit Dorothea Ott, der Tochter des Archidiakons Joh. Baptist Ott, und 1716 ward er zum Pfarrer gen Schwamendingen, der Filialgemeinde des Grossmünsters, ernannt.

Das Chorherrenstift zum Grossen Münster, kurzweg die Stift genannt, war zur Reformationszeit nicht wie die anderen Stifte und Klöster im Gebiete der Stadt säkularisiert, sondern nach einigen organisatorischen Änderungen von neuem in den Dienst der Kirche und der Schule gestellt worden. Wir müssen zum näheren Verständnis des Folgenden etwas auf diese Organisation eingehen. Die Zahl der Chorherren war von 24 auf 8 reduziert, 1571 wieder auf 10 erhöht worden. Die Hälfte dieser Chorherrenpfründen wurde von Rat und Bürgern besetzt und diente der Kirche und der Verwaltung, nämlich die Stelle des obersten Pfarrers oder Antistes, des ersten und zweiten Archidiakons, des Verwalters und des Pfarrers bei Predigern. Im Nebenamt waren die Archidiakonen auch in der Schule tätig. Die fünf andern Pfründen, unter Bestätigung des Rates von den Obersten Schulherren, d. h. den Pflegern und dem Konvent, besetzt, umfassten die Professuren des Alten und Neuen Testaments, der Logik, der griechischen Sprache und der Naturwissenschaften. Dazu kamen die kleinen Professuren, von den obersten Schulherren besetzt, die Professorenstellen am Collegium humanitatis, die Stellen der Provisoren und Präzeptoren der oberen und unteren lateinischen Schule usw. Ausserdem aber besass die Stift die Kollaturen der Filialen und des Diakonats und der Leutpriesterei des Grossmünsters und einiger anderer Landgemeinden, nämlich Zollikon, Albisrieden, Schwamendingen, Wytikon, Zumikon, Wipkingen, Seebach, Dällikon, Dietlikon und Rorbas. Die Pfarrer dieser Dörfer wurden von verschiedenartig zusammengesetzten Wahlbehörden ernannt, in denen die Chorherren die Mehrheit hatten; Wipkingen und Zumikon besetzte der Antistes allein. Es ist verständlich, dass der Konvent bei der Besetzung der unteren Lehrstellen begabte Schüler des Collegium Carolinum nachzog und sie dann in die Professuren und schliesslich in die Chorherrenpfründen vorrücken liess. Es ist menschlich, dass

die Chorherren bei Vakanzen in den kleinen Pfarreien um die Stadt zuerst an ihre Söhne und Schwiegersöhne dachten und von der Gelegenheit, diese zu versorgen, ausgiebig Gebrauch machten. Bei den höheren Pfarrstellen griff dann etwa der Grosse Rat ausgleichend ein und berücksichtigte auch Geistliche, die vorher nicht dem Machtbereich der Stift angehört hatten. Von den 18 Antistites von Bullinger bis Gessner haben nur 7 vorher Chorherrenpfründen innegehabt; auch ist bezeugt, dass der Rat das Kollaturrecht für die Helferstelle zum Silberschild wiederholt an sich zu bringen suchte, wohl nicht nur, um einem Unfug zu steuern, sondern um seine eigenen Kompetenzen zu vermehren. Denn der Kandidaten für die zu vergebenden Pfarrstellen, deren Kollatur dem Rate zustand, waren viele, und bei einer Vakanz hatten die Expektanten Eile, sich bei den Ratsherren, die, wie Antistes Finsler sagt, um ihre Stimmen gebeten sein wollten, zu empfehlen. Für eine Reihe von Pfarreien besass der Rat nur das Präsentationsrecht, d. h. er durfte einen Dreievorschlag machen, die Kollatur aber stand dem Rechtsnachfolger früherer Grundherren zu, z. B. dem Bischof von Konstanz, den Äbten von St. Gallen, Einsiedeln, Wettingen, St. Blasien usw., oder den Gerichtsherren, wie z. B. den Breitenlandenberg. So ist es begreiflich, dass die von der Stift zu vergebenden Stellen als bevorzugte, ja als Sprungbretter zu höheren Pfründen galten; und wie die Ratsherren bei Verleihung von Würden und Ämtern für ihre Söhne zuerst sorgten, so triebens die ehrwürdigen Väter „auf der Chorherren“ gleichermassen.

So hatte also Andreas Pestaluz das Glück, als Schwiegersohn des Archidiakons früher als viele seiner Amtsgenossen eine Pfründe zu erhalten, und es verwundert uns nicht, wenn wir sehen, dass die Ahnen seiner Gattin durch mehrere Generationen hindurch Angehörige der Stift sind, um sich erst in der fünften Generation oder noch später im zürcherischen Handwerkerstand zu verlieren.

Verfolgen wir zuerst einmal die Familie Ott. Ein altes Handwerkergeschlecht, tritt sie kurz vor der Reformation aus dem Dunkel der Vergangenheit. Der Färberberuf, dem sie durch zwölf Generationen hindurch huldigt (ein Zweig übte ihn bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts aus), gibt dem ehemaligen Hause der Ritter Müllner auf dem Münsterhofe den Namen „zur Farb“. Ein schwacher älterer Seitenast huldigt dem Krämerstand bis um die Wende des 17. Jahrhunderts. Ein stärkerer jüngerer Ast ergreift den Gastwirtsberuf und steht in der Familie der Ott zum Schwert in Ansehen,

um dann im 19. Jahrhundert durch Auswanderung seiner letzten Glieder nach Amerika der Vaterstadt verloren zu gehen. Der Hauptast, die Nachkommen des Färbers Hans Heinrich Ott-Lichtenstein, teilt sich in mehrere Linien, wovon die jüngste, bekannt als die Ott zur Engelburg, durch glückliche Handelsgeschäfte und vornehme Alliancen zu hoher gesellschaftlicher Stellung gelangt, heute noch blüht. Die mittlere war in der Hauptsache dem angestammten Färberberuf treu geblieben und zum Teil zur Beamtenlaufbahn übergegangen und besass in Bürgermeister Heinrich Ott ihren hervorragendsten Vertreter. In der ältesten Linie endlich finden wir drei Theologen.

Von dem ältesten derselben, Hans Heinrich Ott, in erster Ehe vermählt mit Barbara von Birch, ist wenig zu sagen. Er erhielt schon im Jahre seiner Ordination, 1611, die Pfarrei Wipkingen, siedelte aber im folgenden Jahre nach Wetzikon über, acht Jahre später nach Dättlikon, und 1634 schliesslich nach Henggart, wo er starb. Ihm war das Avancement an der Stift nicht gegliickt, wohl aber seinen Söhnen Hans Heinrich und Hans Rudolf, der es nach dem Tode des älteren Bruders bis zur Chorherrenpfründe brachte. Hans Heinrich Ott (1617—82), der als Sohn eines Landpfarrers in Zürich die höheren Schulen besuchte, hatte das Glück, bei trefflichen Lehrern, u. a. dem Chorherrn Engeler und dem Antistes Breitinger, in Kost zu stehen. Später war es ihm vergönnt, seine Studien in Lausanne und Genf fortzusetzen und im Jahre 1638 mit seinem späteren Amtsgenossen Hottinger Frankreich und Holland zu bereisen. An diese Reise schloss sich ein längerer Aufenthalt in Groningen und Amsterdam zum Studium der morgenländischen Sprachen und später nochmals eine Reise mit Hottinger nach England. 1641 kehrte er nach Zürich zurück, ward ordiniert und erhielt die Filiale Zumikon, zwei Jahre später die Pfarrei Dietlikon, die er ebenfalls von Zürich aus besorgen konnte, daneben war er als Bibliothekar und Archivar tätig. 1651 rückte er zum Professor der Beredsamkeit am Carolinum vor, und 1665 erhielt er die Professur für Hebräisch am Collegium humanitatis. Er scheint bei Besetzung der Professuren mehrmals übergangen worden zu sein, und erst als er 1668 Professor der Kirchengeschichte ward, konnte er das beschwerliche Pfarramt aufgeben. Seine zweite Gattin war die Tochter des verstorbenen Professors Hs. Rudolf Brunner und Enkelin des Archidiakons Caspar Murer, eines Sohnes des bekannten Malers und Glasmalers Jos. Murer.

Heinrich Otts Sohn, Johann Baptist, 1661—1744, hat nach seiner Ordination ebenfalls längere Zeit in Genf studiert. Nach Zürich zurückgekehrt, beschäftigte er sich auf der Stadtbibliothek und als Katechet in Enge, und erst 1690 erhielt er das Diakonat zu Stein, im folgenden Jahre die Pfarrei Zollikon, neben der er die Lehrstelle für die hebräische Sprache bekleidete. 1706 rückte er zum Leutpriester am Grossmünster, 1715 zum II. Archidiakon vor und kam zweimal, 1713 nach dem Tode Klinglers und 1718 nach dem Hinschied Zellers, bei der Antisteswahl in den engen Vorschlag, unterlag aber auch das zweite Mal gegenüber dem Pfarrer vom St. Peter, Ludwig Nüschele, dessen Stellvertreter er von 1731 bis 1737 war. Bei einer Vakanz des I. Archidiakonats im Jahre 1729 war ihm vielleicht neben seinem vorgerückten Alter seine unglückliche zweite Ehe und nachherige Scheidung im Avancement hinderlich; nach Nüschele's Tode kam er nicht einmal mehr in den engeren Vorschlag, und der I. Archidiakon Wirz wurde Antistes.

Heinrich Pestalozzi hat selbst auf die Ähnlichkeit seines Charakters mit dem seines Urgrossvaters Johann Baptist Ott hingewiesen. Ein bis ins Greisenalter heiteres Gemüt, schlagfertiger Witz und ein sorgloser Sinn zeichneten diesen aus. Alexander Nuesch beschäftigt sich in der Chronik von Zollikon eingehend mit ihm und schildert ihn als einen pflichttreuen, für das Wohl seiner Gemeinde besorgten Geistlichen, der sich insbesondere auch der Armen nahm. In eine von einem Vorgänger angelegte Gemeindechronik hat er sorgfältig wichtige und wissenswerte Ereignisse eingetragen, die von seinem für das Wohl und Wehe des Volkes offenen Auge zeugen. In Ordnungsliebe und Ausdauer bei wissenschaftlichen Arbeiten mag Ott den Urenkel übertroffen haben. Seine langjährige und überaus geschätzte Tätigkeit auf der Stadtbibliothek und seine vielen Publikationen zeugen von seinem Fleiss und seinen Kenntnissen, insbesondere sein Hauptwerk, die Übersetzung des Flavius Josephus, und viele weitere Arbeiten, die Manuskript geblieben sind.

Joh. Baptist Otts erste Gattin war Dorothea Wolf. Auch sie konnte auf eine beträchtliche Ahnengruppe in der Stift zurückblicken. Ihr Urgrossvater, Hans Ulrich Wolf, 1559—1624, war der Sohn des Pfarrers beim Fraumünster und Professor der Theologie Johannes Wolf. Er selbst hatte Medizin studiert und betrieb im Haus zum Kranz am Weinplatz eine Apotheke. Er scheint ein ausserordentlich tüchtiger und unternehmender Mann gewesen zu sein und kam zu Reichtum und Ansehen. Er kaufte das Bergwerk am

Gonzen und gelangte als Zunftmeister zur Saffran in den kleinen Rat. Als Landvogt von Kyburg, Statthalter und Seckelmeister bekleidete er die höchsten Aemter, die Zürich neben der Bürgermeisterwürde zu vergeben hatte, und seine Verwendung zu wichtigen Gesandtschaften zeugt von seinen politischen Fähigkeiten. Auch Hans Ulrich Wolf kann als einer der Stammväter Zürichs bezeichnet werden; von den achtzehn Kindern, die ihm seine beiden ersten Gattinnen schenkten traten sechs Söhne und fünf Töchter in die Ehe und hinterliessen eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft. Seine dritte Gattin, Küngold Meyer von Knonau, heiratete nach seinem Tode den Bürgermeister Salomon Hirzel, dem wir als Vorfahren von Andreas Pestaluz begegnet sind.

Aus Hans Ulrich Wolfs zweiter Ehe mit Elisabeth Stucki, der Tochter des Chorherrn Hs. Wilhelm Stucki, stammt der Sohn Hans Jakob Wolf (1601–1641). Er studierte in Zürich Theologie und durfte siebzehnjährig von Groningen aus, wo er seine Studien fortsetzte, an der reformierten Synode in Dordrecht als Begleiter von Antistes Breitinger teilnehmen. Von 1627 an sehen wir ihn als Professor in Zürich, abwechselnd am Collegium humanitatis und am Carolinum, 1638 erhielt er eine Chorherrenpfründe und die Professur der griechischen Sprache, drei Jahre später starb er, erst vierzigjährig. Sein gleichnamiger ältester Sohn brachte es nur zum Präzeptor der lateinischen Schule am Grossmünster; dem jüngeren, beim Tode des Vaters erst dreijährigen Sohn Hans Caspar Wolf (1638–1710) war eine glänzendere Laufbahn beschieden. Sein Studiengang führte ihn nach Metz, Groningen und Oxford; 1662 heimgekehrt, empfing er die Ordination, ward 1664 Pfarrer zu Seebach und wurde im gleichen Jahre von seinem späteren Schwiegervater Hottinger auf dessen Gesandtschaftsreise zu verschiedenen reformierten deutschen Fürstentümern mitgenommen. 1676 wurde er Inspektor der Alumnen, zwei Jahre später Professor der alten Sprachen am Collegium humanitatis und 1684 Professor der Theologie und Chorherr. 1689 wurde ihm auch noch die Stiftsverwaltung übertragen. Seine Gattin war Dorothea Hottinger, die Tochter eines der berühmtesten Gelehrten, die am Grossmünster gewirkt haben. Als Handwerkerssohn 1620 in Zürich geboren, besuchte Hans Heinrich Hottinger ebenfalls die Stiftsschule und begab sich 1638 nach Genf, später nach Groningen, wo er sich auf das Studium der türkischen und arabischen Sprache warf. Von dort aus begleitete er den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz nach England und

kehrte über Paris nach Hause zurück. Hier machte er rasch Karriere. 1642 ward er Professor für Kirchengeschichte, 1643 für Katechese am Collegium humanitatis und Lehrer der morgenländischen Sprachen an beiden Kollegien. 10 Jahre später fiel dem erst Dreissigjährigen mit der Professur für Rhetorik und Logik die Chorherrenwürde zu, die ihm auch verblieb, als er 1655 einen Ruf als Professor und Kirchenrat nach Heidelberg erhielt. Auf der Reise dahin erteilte ihm die Universität Basel den Titel eines Doktors der Theologie. Nach sechs Jahren kehrte er nach Zürich zurück, ward Schulherr und Rector gymnasii und unternahm 1664 die obenerwähnte Gesandtschaftsreise. Unterdessen war sein literarischer Ruhm durch ganz Europa gedrungen und veranlasste Berufungen nach Deventer, Marburg und Bremen, die er aber ausschlug. Erst 1667 konnte er einem Ruf nach Leyden nicht widerstehen und rüstete sich zur Abreise. Aber als er am 5. Juli mit seiner Familie zu Schiff einen Abschiedsbesuch in seinem Landgut Sparrenberg machen wollte, ertrank er mit drei Töchtern und einem Sohn in der Limmat. Von seinen überlebenden Söhnen wirkte Hs. Heinrich als Professor der hebräischen Sprache und Inspector Alumnorum am Collegium humanitatis, Dr. medicinae Salomon erlangte als Professor physices, Hans Jakob als Professor des Neuen Testaments die Chorherrenwürde. Hottingers Gattin Anna Ulrich war die Enkelin des Leutpriesters und späteren Chorherren Hans Jakob Ulrich (1569–1638), der nach langem Studienaufenthalt an deutschen Universitäten in verschiedenen Lehrämtern am Grossmünster gewirkt hat. Seine vier Söhne traten in die Fusstapfen des Vaters, aber nur dem jüngsten ward ein Platz in der Stift. Den ältesten Heinrich Ulrich (geb. 1596), der nach einem Studienaufenthalt in Genf und Bremen eine Reise nach Böhmen gemacht hatte, und der 1620 Diakon bei Predigern geworden war, raffte ein früher Tod schon 1623 weg. Seine Tochter wurde Hottingers Gattin.

Bei diesen vielfachen Beziehungen zu der grossen Stiftsfamilie scheint es verwunderlich, dass Andreas Pestaluz im Jahre 1727 von Schwamendingen nach Höngg übersiedelte und dort nach 42jähriger Amtstätigkeit sein Leben beschloss. Länger als alle seine Vorgänger hatte er an der kleinen Filialgemeinde ausgehalten und daneben in Zürich Unterricht erteilt, ohne am Stift befördert zu werden. Es scheint, dass mit der alten Tradition, die Filialpfarrer an die Pfarr- und Schulämter der Stift vorrücken zu lassen, gebrochen wurde. Vielleicht hat die im grossen und ganzen im Sande verlau-

fene Reformbewegung von 1712 und 1713 in diesen Gepflogenheiten in Staat und Kirche Wandel geschafft, war doch schon 1709 von dem späteren Bürgermeister Caspar Escher als Assessor synodi auf Misstände in der Kirche hingewiesen worden, und der vielgeschmähte Antistes Klingler und sein Nachfolger Zeller versuchten wenigstens, solche zu beseitigen.

Schon Joh. Baptist Ott war der letzte Pfarrer von Zollikon gewesen, der in der Stadt wohnte und nachher dort avancierte; seinem Nachfolger wurde in Zollikon ein Pfarrhaus gebaut; die Pfarrer der andern Filialgemeinden kamen nun meist auf grössere Landpfründen. So mag der Wegzug nach Höngg für Andreas Pestaluz der Schlusstrich unter eine Reihe getäuschter Hoffnungen gewesen sein, und sich daher seine spätere Abneigung gegen die Stadt, die er ungern betrat, erklären. Seine Gemeinde liess er aber diese Enttäuschung nicht entgelten, er nahm sich des Schulwesens mit besonderer Treue an und suchte manchen Übelständen in sittlicher Beziehung abzuhelfen. Das Familienbuch sagt von ihm: „Am 23. April 1752 proponierte er im Synodo gründlich und erbaulich von denen Unfugen und Gräulen, mit denen der Samstag und Sonntag entheiligt werde, stellte auch einige Mittel vor, wie denen Unfugen und dem ausgelassenen Leben überhaupt möchte gesteuert werden.“ Insbesondere hatte er ein Augenmerk auf das viele Bettelvolk, Erwachsene und Kinder, die aus äusseren Kantonsteilen und wohl auch aus Gebieten jenseits der Grenze in die reicheren Gemeinden in der Nähe der Stadt kamen. Die üblichen Betteljagden und die Bestrafung des Landstreichertums schafften natürlich keine bleibende Abhilfe; Pestaluz drang daher auf Versorgung und Erziehung. Seine Gedanken verdichteten sich zu einer zweiten Synodalproposition, wie wir in den „Monatlichen Nachrichten“ lesen. „Am 2. November 1756 wurde in der Synode in einem beredten Vortrag an M. G. H. im Namen eines ganzen ehrw. Ministerii von Herrn Pfarrer Andreas Pestaluz in Höngg rekommmandiert und zur Deliberation vorgeschlagen die Erbauung eines Zuchthauses (wir würden heute sagen: einer Rettungsanstalt), wie auch über die fortwährende Entheiligung des Sabbaths geklagt.“ Die Erfüllung seines Wunsches erlebte Andreas Pestaluz nicht mehr, und auch dem Enkel glückte nicht, was der Grossvater angestrebt hatte. Wie sehr dieser aber bei seinen Amtsbrüdern in Ehren gehalten wurde, beweist seine Wahl zum Dekan des Regensberger Kapitels (zu dem Höngg damals gehörte) im Jahre 1757. Der soziale Zug, den wir bei Pfarrer Andreas Pesta-

luz wahrnehmen, steht in seiner Familie nicht vereinzelt da. Sein Oheim H. Conrad Pestaluz zum Brünneli, ein reicher Kaufmann, erfreute sich bei seinen Mitbürgern wegen seiner Wohltätigkeit eines grossen Ansehens; seine Zeitgenossen nannten ihn den Vater der Armen. Am 18. Heumonat 1769 starb Andreas Pestaluz alt und lebenssatt; von seinen 13 Kindern überlebte ihn nur eine Tochter, Susanna, die Witwe seines Vikars Johannes Wolf, die dann nach seinem Tode dem letzten Vikar Johannes Wüst die Hand reichte und als Pfarrfrau in Dorf 1799 starb.

Die väterliche Fürsorge, die Andreas Pestaluz den Schulkindern seiner Gemeinde angedeihen liess, schlug bei seinem Sohne Johann Baptist (1718–1751) nicht an. Das alte Sprichwort von den Pfarrerskindern sollte sich an ihm bewähren. Zu seinem Unheil hat sich zu früh bei ihm ein Standesbewusstsein entwickelt, das ihn sich über die Dorfkinder emporheben liess, ohne dass dem äusseren Vorteil ein innerer entsprochen hätte. Statt eine höhere Schule besuchen zu können (im Album des Carolinums findet sich sein Name nicht) kam er zu einem Chirurgen in die Lehre. Das bedeutete nahezu ein Herabsteigen in den Handwerkerstand. Die damaligen Wundärzte genossen keine wissenschaftliche Ausbildung; sie lernten ihr Gewerbe von ihren Lehrmeistern, und wenn es unter diesen auch einzelne gab, die über gründliche anatomische Kenntnisse verfügten, ja vielleicht geschickte Operateure waren, so dürften doch die meisten keine bessere Schulung genossen haben, als sie heute ein tüchtiger Samariter hat; und der Beruf schwankte zwischen der Tätigkeit eines Barbiers und der Ausübung einer primitiven Unfall-Medizin. Immerhin muss gesagt werden, dass die Zürcher Chirurgen zu Anfang des 18. Jahrhunderts sich aufgerafft hatten und sich durch den bekannten Arzt, Johannes Muralt, Vorlesungen und anatomische Demonstrationen halten liessen, zu denen auch die Geistlichen und Studenten, kaum aber die Lehrlinge Zutritt hatten. Wo Johann Baptist Pestaluz seine Lehrzeit genoss, wissen wir nicht, ebenso wenig, wohin ihn seine Wanderschaft führte. Vielleicht ist er schon in dieser Zeit zu der Familie seiner späteren Gattin, von der drei Brüder den Chirurgenberuf ausübten, in Beziehung getreten. Am 20. März 1741 legte er in Zürich sein Chirurgenexamen ab und ward am selben Tag in die Gesellschaft „zum Schwarzen Garten“ aufgenommen. Seine berufliche Stellung war keine glänzende; die Konkurrenz war gross; die Stadt, die mit ihrer nächsten Umgebung etwa 10 000 Einwohner zählte, hatte mehr als vierzig Chirurgen, so dass

Die stadtzürcherischen Vorfahren von Heinrich Pestalozzi

Zusammengestellt von Emil Eidenbenz-Pestalozzi

er zu den zeitraubenden Nebenbeschäftigungen des Fischens und Jagens genügende Musse besass. Wir wissen, dass er sich, als seine Familie wuchs, um Kanzlistenstellen bemühte und gelegentlich auch durch einen Weinhandel einen Schick zu machen hoffte; auch eine Geschäftsverbindung mit einem nichtbürgerlichen Seidenfabrikanten wurde einmal ins Auge gefasst. Sein Sohn selbst sagt von ihm, dass ihm die nötige Aufmerksamkeit auf Geld und Geldeswert und damit das Fundament des bürgerlichen Glückes fehlte. Er nahm 1750 an der Stiftung des Familienfonds teil, schwerlich mit einer grossen Einlage, aber der Fonds ist doch seinem Sohne wiederholt zugute gekommen.

Hatte Joh. Baptist Pestaluz sich auf dem Dorfe als Herren- und Bürgerssohn gefühlt, so musste er nun erleben, dass er unter seinen Mitbürgern weder auf seinen Namen noch auf seinen Stand pochen konnte. Zwar wird er in amtlichen Aktenstücken „Herr“ tituliert — die Handwerker mussten sich sonst mit der Bezeichnung „Meister“ begnügen — aber zur vornehmen Gesellschaft durfte er sich kaum rechnen. Politische Aspirationen, wenn er später je solche gehabt hat, konnte er ruhig begraben; die Gesellschaft zum Schwarzen Garten, politisch als eine Sektion der Schmidenzunft anzusehen, hatte nur drei Zwölferstellen zu besetzen. Für diese gab's unter den Ärzten vornehme Anwärter genug. Sein Verwandtschaftskreis in der Stadt war klein; die beiden Schwestern lebten damals noch im elterlichen Pfarrhaus in Höngg; in der weiteren Familie Pestaluz besass er nur Vettern zweiten Grades; die Schwester seines Vaters Ursula Wolf-Pestaluz war längst verwitwet und lebte in ihren späteren Jahren bei einem Sohne auf dem Lande; zwei andere Söhne waren Bäcker und Zuckerbäcker in der Stadt und offenbar in bescheidenen Verhältnissen. Als Joh. Baptist Pestaluz sich in Zürich etablierte, lebte noch sein Grossvater, der Chorherr Ott, dessen Vornamen er trug und dessen sorgloses Gemüt er geerbt hatte. Wenn aber Ott seine lange Lebensdauer seinem heiteren Temperament zuschrieb, so hat diese Eigenschaft den Enkel nicht vor einem frühen Ende bewahren können. Ott besass nur noch zwei Söhne; der ältere Hans Heinrich hatte Theologie studiert und war nach England gezogen; er starb im gleichen Jahre wie sein Vater 1643. Sein Bruder Peter, Doctor medicinae, praktizierte in Zürich, war aber Zünfter zur Saffran geblieben. So mag sich Johann Baptist Pestaluz mehr zur Familie seiner Gattin gehalten haben. Er hatte sich 1742 mit Susanna Hoz, der Tochter des verstorbenen Chirurgen Hans Hoz in Waedenswil und seiner dritten Gattin Barbara Haab verheiratet. Wenn die Verbin-

dung mit einer Nichtbürgerin in gewissen stadtzürcherischen Kreisen als eine Mesalliance angesehen wurde, so war doch die Familie Hoz durch ihren äusseren Wohlstand wie durch Tatkraft, Bildung und edle Gesinnung manchem regimentsfähigen Bürgergeschlecht ebenbürtig. Fest in der hablichen Bauernbevölkerung des oberen Seeufers wurzelnd, hatte Hans Jakob Hoz als Feldscher in einem hessischen Regiment gedient und verwertete dann seine Kenntnisse in seiner Heimatgemeinde. Dass er in grossem Ansehen stand, dafür zeugt seine zweite, kinderlos gebliebene Ehe mit Esther Escher, der Tochter von Junker Landvogt Hs. Heinrich Escher von Waedenswil. Aus seiner dritten Ehe mit Barbara Haab stammen drei angesehene Chirurgen und Ärzte, von denen namentlich Johannes Hoz, der sich zu Richterswil niederliess und mit Judith Gessner verehelicht war, in Heinrich Pestalozzis Leben eine Rolle spielte, ferner die mit dem Seidenfabrikanten Joh. Heinrich Weber in Hottingen verheiratete Tochter Anna Barbara und sein jüngstes Kind Susanna, die Joh. Baptist Pestaluz heimgeführt hatte.

Wir sehen Heinrich Pestalozzi nach des Vaters frühem Tode mit seinem älteren Bruder Joh. Baptist, ferner einem fünf Jahre jüngeren Schwestern, unter der Obhut der feinfühligen, aber wohl schüchternen Mutter aufwachsen im bescheidenen, wenn auch nicht gerade dürftigen Haushalt, in dem das treue, aber zur Erziehung von zwei Buben nicht besonders befähigte Babeli den Ton angab. So wird er „eigen“, wie Hans Georg Nägeli sagt. „Eigen“, vorerst nicht auf eine unangenehme Weise; er ist gutmütig und dienstfertig gegen seine Mitschüler, mitleidig, wenig empfindlich gegen Enttäuschungen, die andere Kinderherzen verbittern. Lästig wird seine Eigenheit erst in späteren Jahren, als sich der Mangel an einer väterlichen Erziehung spürbar macht, als er sein Äusseres vernachlässigt und seinen Scharfsinn kampflustig an seinen Freunden erprobt. Was ihm in den Wurf kommt, wird zur Zielscheibe seines Spottes und Witzes, die Gesellschaft, der Staat, wohl auch Schule und Kirche. Im patriotischen Freundeskreise schwärmt er für Recht und Gerechtigkeit, für Redlichkeit und Tugend; aber solange er durch die Sparsamkeit seiner Mutter und auch durch die Fürsorge seiner Vaterstadt nicht genötigt ist, einen Erwerb zu suchen, verachtet er jeden Weg, in dem Gemeinwesen, in das er durch seine Geburt hineingestellt war, einen Platz zu finden, auf dem er wirken konnte. Er wollte in jugendlichem Idealismus reformieren, ehe er selbst Erfahrung besass, den Staat umgestalten, von dem er erst den äusssern,

ihm nicht zusagenden Aufbau kannte, ohne sich einen genauen Plan von einem neuen Staatsgebilde machen zu können. Er wollte erziehen und zeigte auf Schritt und Tritt die Lücken in seiner Erziehung. In einem wohlgeordneten Staat ist für solche Leute nicht leicht ein Wirkungskreis zu finden. Das hat er auch eingesehen. Die Frage der Berufswahl muss ihn stark beschäftigt haben, und das Nachdenken über seine Veranlagungen und seine Neigungen dauerte bis in ein Alter, in dem andere bereits eine gesicherte Stellung in nächster Nähe sahen.

An eine kaufmännische Laufbahn hat er wohl nie ernstlich gedacht. Der Handel, durch den seine Vorfahren zu Reichtum und Ansehen gelangten, war ihm nicht sympathisch, und wo er später mit Kauf und Verkauf zu tun hatte, hat er sich als ein Pechvogel erwiesen.

Die staatsmännische Laufbahn war ihm vorerst verschlossen. Wenn er als Jüngling von politischen Umwälzungen träumte, so musste er sich sagen, dass solche durch andere Leute herbeigeführt werden müssten. Wenn Söhne reicher und angesehener Väter oft schon mit 20 und etlichen Jahren, nachdem sie kaum die väterliche Zunft „erneuert“ hatten, als Zwölfer in den Rat der 200 einzogen und Amt um Amt erlangten, so waren das alles Leute in gesicherter Stellung, sei es durch ererbtes Vermögen, durch Teilhaberschaft am väterlichen Geschäft oder durch Anwartschaft auf eine Gerichtsherrschaft oder dergleichen. Aber Pestalozzi musste schon als Schüler wissen, dass es für einen Bürger, dem jede Protektion fehlte, schwer war, in den Rat zu gelangen. Wenn zwei Jahrzehnte später die Schulkameraden dem jungen Ludwig Meyer von Knonau sagten: „Du sollst wissen, dass kein Junker zum Burgermeister erwählt werden wird“, so mögen Heinrich Pestalozzi schon in den Höfen der Frau-münsterschule die Mitschüler die einstige Wahl zum Zwölfer oder gar zum Landvogt und Ratsherrn abgesprochen haben. Und doch dürfte ihm die Tätigkeit eines guten Regenten als ein Ideal vorgeschwebt haben. Es ist bezeichnend, dass der Gerichtsherr in „Lienhard und Gertrud“ als ein wahrer, milder Landesvater auftritt. Pestalozzi muss solche ehrenwerte Regenten gekannt haben, und der Landvogt Tscharner in Wildenstein wird nicht die einzige sympathische Figur gewesen sein, die ihm unter den schweizerischen Staatsmännern entgegengetreten ist. Lässt doch auch ein von Sympathien für das 18. Jahrhundert völlig freier Geschichtsschreiber, Johannes Scherr, gerade dem zürcherischen Regiment alle Gerechtigkeit widerfahren. Nach untergeordneten Staatsstellen zu trachten kam Pe-

stalozzi wohl kaum in den Sinn, ihm fehlte die nötige Biegsamkeit, um zu einem Landschreiberposten oder der Stelle eines Ratsredners und dergleichen zu gelangen. Wollte er später einmal im Staate etwas gelten, so musste er erst ein gemachter Mann sein, und dazu waren für ihn neue Wege nötig. So liess er an dem, was ihm unerreichbar war, seinen Spott aus, erregte Missfallen bei den Regenten, und da ihn sein äusseres Auftreten keineswegs empfahl, machte er sich zuerst lächerlich und dann unangenehm bemerkbar. Wenn Hans Georg Nägeli von ihm sagt: „Sein ungewaschenes Gesicht hätte man ihm noch eher übersehen als sein ungewaschenes Maul“, so dürfen wir annehmen, dass er in der Form seiner Kritik auch seinen besten Freunden oft zu weit ging.

Ob Pestalozzi bei seinem Drang, überall zu helfen, nie an den Beruf des Arztes gedacht hat? Die Ausübung der niedrigen Chirurgie mag Heinrich Pestalozzi wenig zugesagt haben, ihm schwebte wohl die Gelehrtenlaufbahn vor, aber zu einem gründlichen Studium der Medizin auf einer Universität fehlten jedenfalls die Mittel. Die Kränklichkeit oder Krankheit, die ihn schliesslich zur Aufgabe seiner Studien nötigte, hat vielleicht den Gedanken an eine ärztliche Tätigkeit nie aufkommen oder nicht zur Reife gedeihen lassen.

Es blieb die Laufbahn des Geistlichen und wir dürfen annehmen, dass er sie einschlagen wollte, sei es, dass ihm das Pfarramtorschwebte oder die Lehrtätigkeit an einer höhern Schule; das Studium der Philologie war ja damals noch sehr an dasjenige der Theologie gebunden und die Schola Carolina war in erster Linie eine Bildungsanstalt für Geistliche. Dass es ihm an sprachlicher Begabung nicht fehlte, bezeugt er selbst, und die Folgezeit erwies, dass es das Blut seiner gelehrten Vorfahren war, das das der Kaufleute, Magistrate und der Landwirte überwog und ihn auf die Bahn des Erziehers drängte. Aber er war eine viel zu bewegliche Natur, um an einem ernsten Studium Geschmack zu finden, die Pedanterie seiner sprachkundigen Ahnen aus dem 17. Jahrhundert war nicht seine Art. Das lag mit in seiner Zeit. Er sagt ja selbst in einem autobiographischen Fragment: „Bodmer führte seine Jünglinge in eine träumerische Existenz und hatte keinen Sinn für den Grad der Kraftanstrengung, den bürgerliche Unabhängigkeit mit jedem Jahrzehend mehr forderte; er gab dem leeren Wichte zu viel Wert und führte seine Jünglinge zu idealischer Hoffnung des Lebens, wie später Lavater zu idealischer Hoffnung des Himmels. Es ist gewiss, dass in dieser Epoche Herz und Kopf der Kinder auf Gefahr ihrer Ruhe und ihres

Glückes und ihrer Kraft selbst in Anspruch genommen ward. Es war ein Treiben und Drängen ohne Mass, sich als Genie zeigen zu können. Einige, die Kopf hatten, zogen sich leicht aus dem Spiel, machten Verse, mahlten, lernten Griechisch und studierten den Wolf und den Baumgarten. — Mein Loos war mir nicht so freundlich geworfen: Ich wollte tun, was die andern sagten. Ich war für jede Sache des Herzens lebhaft und meine Neigungen lenkten gewaltsam dahin, Ehre und Liebe mehr auf der Bahn der Aufopferung und Wohltätigkeit, als auf derjenigen des Denkens und Forschens zu suchen.“

Dabei mochte aber wiederum die nüchterne Erwägung mit im Spiele sein, dass er auf eine einflussreiche Stellung in Kirche und Schule nicht rechnen durfte. Selbst bei glänzender Absolvierung der Studien hätte seiner wohl eine lange Kandidatenzeit gewartet. In den Häusern der Vornehmen, auf den Schlössern der Landvögte und Gerichtsherren hätte man den unordentlichen V. D. M. nicht als Hauslehrer für die Kinder angenommen, geschweige denn ihm die Söhne zur Leitung und Beaufsichtigung auf einer Studienreise übergeben. Er galt als vorlaut und als ein Spötter, und das stand einem zürcherischen Expektanten schlecht an. Ein mageres Pfründlein im Thurgau oder in einem entfernten Kantonsteil unter der scharfen Aufsicht von Kapitel und Synode konnte ihn nicht locken, es versprach ihm nicht die Wirksamkeit, von der sein Ehrgeiz träumte.

So verliess er, durch ein widriges Schicksal und nicht ohne eigene Schuld von den Wegen, die seine Vorfahren mit Erfolg beschritten hatten, abgedrängt, die jedem Tüchtigen und Fügsamen gern Lauf und Bahn gewährende Vaterstadt und ging träumend querfeldein, von einer „idealischen Hoffnung“ gelockt. Ein langes, von Stürmen durchtobtes Menschenleben war nötig, bis aus seinen Träumen Gedanken, aus seinen Ideen Erfahrungen wurden. Nötig war aber auch der Zusammenbruch des Staates, dessen Regenten, von dem Bewusstsein ihres Wohlwollens erfüllt, nur mit grösster Vorsicht vorwärts schritten und stürmische Neuerer mit höchstem Misstrauen ansahen. Pestalozzis literarischer Ruhm ging seinem erfolgreichen Wirken in der Schule voraus, und erst in einer Zeit, da der neu erstehende Staat noch keine starre Formen besass, konnte dem Manne, der der Mitwelt ein von der Liebe zur Jugend und von der Hilfsbereitschaft zu ihrer Erziehung erfülltes Herz gezeigt hatte, fern von der Heimat ein Versuchsfeld eröffnet werden, in das er seinen Samen streute und aus dem er die Früchte seiner Ideen hervorspriessen sah. Zur Ernte waren andere berufen.